

Johann Peter Hebel und der Krieg

Autor(en): **Gnädinger, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 19

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Peter Hebel und der Krieg.

Von 1760 bis 1826 lebte J. P. Hebel mitten in einer „gefährvollen Zeit, als ein Land nach dem andern entweder in Revolution oder in einen blutigen Krieg gezogen wurde,“ wie er selbst sagt. Wenn man aber seine Schriften liest, so tröstet einem die gehobene, edle Stimmung, und man hat gar nicht den Eindruck, daß es so unordentlich her- und zuging damals, wie wir das aus der Geschichte wissen. — Heute liegt das Land J. P. Hebels abermals im Krieg, seine Heimat ist evakuiert und mit Festungen, Unterständen und Mordwaffen belegt. Dieses düstere Bild bedrückt alle denkenden Menschen. Wir wollen deshalb den alemannischen Dichter, den „unschätzbaren Hebel“, wie Goethe ihn nennt, fragen, wie er mit den Übeln seiner Zeit fertig wurde und wo er die Kraft schöpfte, auch in schlimmer Umwelt treu und mutig zu bestehen?

Soldaten und Offiziere sind seine Begleiter im „Rheinischen Hausfreund“. Wie hätte es auch anders sein können in jenen Kriegsjahren? Er liebt diese vagabundierenden Gesellen, und sogar die Spitzbuben, wenn sie es nicht zu arg treiben. Er schätzt an ihnen das Menschliche, das Gute, das er trotz dem derben Kriegerkleid in allen entdeckt.

Ähnlich erlebt er auch den Krieg, den er an sich verabscheut, aber „man erfährt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen, manchmal auch etwas Gutes,“ weiß er zu sagen. Besonders erfreut es ihn, wenn er von Feindesliebe berichten kann. So erzählt er vom Explosionsunglück in der Stadt Leiden im Jahre 1807: „Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Lebensmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er draußen, vor allen Toren und vor allen Seehäfen donnert.“ — Vorkommnisse aus der Besatzungszeit, wie „Die Untreue schlägt den eigenen Herrn“ setzt er mit besonderer Anteilnahme seinen Lesern vor. Ein anderes Mal, wie ein feindlicher Soldat einer Offiziersfrau und ihrem Knäblein das Leben rettet. „Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde,“ meint er dazu. Der „Beweiser“, auf dessen einzige welsche Worte „Oui bougre“ die Franzosen nur mit Schlägen antworteten, erzählt nachher treuherzig: „Die

Franzosen sind nicht so schlimm wie man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.“ Johann Peter Hebels friedenschaffende Gesinnung und Tätigkeit scheint mir etwas verwandt zu sein mit jener des kürzlich verstorbenen Elsässer Dichters René Schickel, dem er ja auch durch die gemeinsame oberrheinische Heimat und den Schwarzwald verbunden ist. Hebel versucht, das Gute und Edle seiner Zeit, das wahrhaft Große im Alltag und im Krieg aufzuzeigen und dem Leser davon ein fruchtbares Bild ins Herz zu geben. Er schreibt die Geschichte vom Kommandanten und den badischen Jägern, die trotz kaiserlichem Erlaß das Städtchen Hersfeld nicht plündern, aus lauter Achtung vor seinen Bewohnern. „So etwas ist des Lesens zweimal wert,“ findet Hebel. Und noch eines scheint mir bezeichnend für seinen echten Pazifismus zu sein. Er läßt eher den Feind Gutes tun, um so von seiner Seite aus eine Brücke über den Haß zu bauen. Der französische Soldat sagt zum Husaren in Reife: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeih ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast und ist nimmer davon gekommen, das verzeih dir Gott.“ — Diese Haltung hat Hebel nicht ungeteiltes Lob seiner deutschen Volksgenossen, besonders der nationalistischen Aera, eingetragen. Wir müssen uns fragen, ob sein rechtschaffener Sinn und seine hohe Denkungsart und Wertschätzung des Menschenherzens heute allein, einsam dasteht? — Ich glaube nicht. — Hebel ist ein Alemanne, wie wir ihn lieben. Ein deutscher Mensch, wie wir ihn schätzen. Nicht nur weil seine Worte jene der Bauern Süddeutschlands sind, deren Mundart wir verstehen. (Goethe nennt diese Gegend einmal „vorschweizerisch“.) Seine Sprache atmet den Duft des Wiesentales. Wir haben seine einfache und aufrichtige Überzeugung und Hingabe gern, die sich so ohne alles Pathos und ohne Übertreibung äußert.

Ja, J. P. Hebel steht uns noch näher. Treffen wir doch bei ihm auf echt demokratische Züge, wie zum Beispiel in der Erzählung vom Fremdling in Memel, der dort mit dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen zusammentrifft, ohne sie zu kennen, wodurch die Begegnung wie unter Kameraden wird. Auch der Generalfeldmarschall Suwarow imponiert ihm aus diesem

Grunde: „weil er nicht hochmütig ist, sondern auch mit geringen Leuten redet und sich manchmal stellt, wenn er nur ihresgleichen wäre.“ Hebel erzählt ja auch manches aus unserm Land, unter anderem jene „Seltsame Ehescheidung“ eines jungen Schweizers aus Balsthal mit einer Spanierin.

Sogar die Neutralität und deren Verteidigung sucht Hebel seinen Lesern verständlich zu machen mit dem Bericht über „Das Bombardement von Kopenhagen.“ „Das Königreich Dänemark hatte sich, teils durch seine Lage, teils durch die Weisheit seiner Regierung, den Frieden erhalten. Sie lebte niemand zulieb und niemand zuleid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Untertanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten in Ehren gehalten.“ Als aber 1807 die Engländer kamen, sagten die Dänemarker: „Was gehen mich eure Händel an.“ Und als die Endländer drohten, sagten die Dänen: „Nein.“ Und als jenes schreckliche Bombardement über Kopenhagen hereinbrach, hielten diese stand, bis sie nicht mehr konnten. Die Engländer führten die dänischen Schiffe ab, bis auf eine Fregatte,

die ehemals der König von England dem König von Dänemark geschenkt hatte. Der König von Dänemark schickte diese ihnen aber auch nach, er wollte nichts Geschenktens zum Andenken haben. Jetzt halten's die Dänen mit den Franzosen, gegen die Engländer, zieht Hebel den politischen Schluß aus dieser Erzählung. — Auch dort, wo er über den großen „Sanhedrin“ der Juden zu Paris berichtet, kann man nicht anders, als sich mit dem so christlich empfindenden Dichter über diese vortreffliche Kundgebung der Israeliten freuen.

Im Mittelpunkt aller Werke J. P. Hebels erscheint der Mensch. Dieses Bild des guten Menschen hebt er in einen Rahmen. Es ist das Bild des Menschen der göttlichen Weltordnung, wo trotz allem Ubel, aller Gebrechlichkeit und allem wüsten Krieg, immer wieder das Gute, das Göttliche im Menschen aufflackert und helle Lichter in das Dunkel der Zeit wirft. Johann Peter Hebel ist auch als Dichter Priester geblieben, ein Hüter und Ränder des höchsten Humanismus, des Gottmenschentums.

Fritz Gnädinger.

Kaiser Napoleon und die Obstfrau.

Von Joh. Peter Hebel.

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Taten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Bagen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnisreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Taler schuldig. Und als sie das letztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, „Fräulein“, sagte er, „jetzt muß ich fort, und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüt ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Agypten, wo

einst die Kinder Israel das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Konsul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!“ Aber ein Wort noch immer so gut, als bares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer, der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Türe führte ihn in ein kleines, aber